

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Alle unterfangen einzelne Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Schwüle Osterpause.

(Von unserem Korrespondenten.)

Wien, 28. März.

Ein gutes hat die lange Inaktivität der auswärtigen Lage gehabt: Das Parlament hat in vierzehn Tagen soviel positive Arbeit geleistet, wie sonst in ebensoviele Wochen kaum. Auch die Tagesblätter haben es opportun, der Erledigung des vorliegenden Programms keine einschlägigen Schwerfäulen zu bereiten. So konnte die Angelegenheit der auswärtigen Lage, dringlichste Frage, die Erhebung des Kreuzentontingents, in beiden Häusern glatt verabschiedet werden. Nicht minder glatt wurden die Vorlagen über die Verstaatlichung der Staatseisenbahngesellschaft, der Nordwestbahn und der Südbahn, namentlich noch über größere Privatbahngesellschaft. Die Tagesblätter hoffen auf dem Innweg über die Verstaatlichung ihren nationalen Einfluß weiter vorzuschieben, die Deutschen haben verliert, dem durch eine Klaukel im Gesetz Einhalt zu tun; was durchdringt, wird von der zukünftigen Entwicklung im Inneren abhängen.

Angenommen wurden, von größeren Vorlagen, ferner die handelspolitischen Ermächtigungen, die der Regierung Vollmacht erteilen, Handelsprovisionen auf Grund der Meistbegünstigung abzuschließen. Man hatte der Regierung im Ausschusse sogar die Ermächtigung — zeitlich begrenzt bis zum 31. Dezember d. J. — erteilen wollen, vollständige Tarifverträge abzuschließen, um dadurch die friedliche Vereinigung gegen Serbien zu bekümmern, dessen Handelsvertrag bekanntlich in der Luft hängt. Diese lokale Politik scheiterte aber an dem Widerstande der Agrarier, wie dem die agrarische Sonderpolitik in die Balkanangelegenheiten tiefer hineinzieht, als man Wort haben will. Am Schluß seiner letzten, bis nach Witternadt dauernden Sitzung beschloß sich das Haus dann noch mit einem Antrag über die Sozialdemokratie, die Regierung aufzufordern, alles zur Befestigung des Friedens zu tun. Es machte einen äußerst angenehmen Eindruck, wie sachlich dieser Antrag erledigt wurde. Der Ministerpräsident gab eine kurze Erklärung ab, daß der Antrag eigentlich überflüssig sei, denn die Regierung tue zur Erhaltung des Friedens, was sie könne. Die Christlich-Sozialen machten den Vorbehalt: unbeschadet des Ansehens der Monarchie, die Regierung solle sich dem Antrag annehmen. Man denke, ein sozialdemokratischer Antrag! Was für eine Haupt- und Staatsaktion ein gleich wichtiges Vorgehen der Sozialdemokratie wohl im Deutschen Reichstag auslösen würde?

Auch über die bedeutendste Stelle, wo man gar leicht hätte entziehen können, ist der Parlamentarismus ungeachtet hinweggenommen: über die Freigabe der Eisenbahn. Es waren die Tagesblätter, die den Antrag einbrachten, die Ausgabe der Schafschneide an Stelle der benötigten Werte für verfassungswidrig zu erklären. Und es waren die Deutschen, die dafür sorgten, daß die Dringlichkeit für den Antrag verweigert wurde. Sie erzielten der Regierung diesen Vorbehalt, obwohl sie sachlich durchaus der Meinung der Tagesblätter waren! Aber sie wollten — und man kann dies bedauern recht wohl verstehen — die bereits erfolgte Ausgabe der Schafschneide nicht für ungesetzlich erklären, ohne der Regierung gleichzeitig Unennlichkeit für ihr Vorgehen zu bewilligen. Leider dachte die

Regierung nicht im Traume daran, diese Unennlichkeit zu fordern. Am Gegenteil, sie war sehr entschlossen — aber doch so, als ob sie es sei — den Reichstag unverzüglich nach Hause zu schicken, falls er moagen sollte, der Regierung das unerbetene Geschenk der Unennlichkeit aufzubringen. So ward der Antrag des Doktors Kramaric in die Verlesung befördert und die Regierung hatte ihren Willen. Das Parlament ist überzeugt davon, daß die Regierung verfassungswidrig gehandelt hat, aber das Parlament darf ihr das nicht jagen.

Sie ist offenbar sich deutlich, daß der österreichische Parlamentarismus einmündig nur ein Scheinparlamentarismus ist. Eine Mehrheit, die im Reichstage latent vorhanden ist, kann nicht in Aktion treten, sobald Deutsche und Tschechen in dieser Mehrheit sind und es der Regierung beliebt, ihren Vorteil daraus zu ziehen. Und das beliebt der Regierung meistens. Sie stellt sich gut mit den Polen und regiert entweder mit den Tschechen gegen die Deutschen oder mit den Deutschen gegen die Tschechen. Darnach also sind die Deutschen an der Reihe und die Tschechen an der Reihe, und zwischen ihnen und das Obstruieren in Zeiten drohender Kriegsgefahr ein undankbares Geschäft ist. Außerdem werden sie in ihrem Vergnügen, durch die Regierungsfähigkeit der Deutschen, nicht im Mindesten getrübt. Amsonstgalt — und wenn zwischen zwei Sonntagen ein Feiertag fällt, auch an diesem Feiertage — werden in Prag ein paar deutsche Studenten, die da wie andere Bürger spekulieren gehen, zur Ehre der tschechischen Nation gehandelt und durchgeprügelt. Es scheint schon fast ein Staatsnotwendigkeit zu sein! Die deutschen Abgeordneten erheben beim Ministerpräsidenten, Vorfstellungen, werden mit der landesüblichen und wirklich sehr schäbnerwerten Höflichkeit beschieden und hat blinzelnd ja so das das weßt ist, wie im gelegentlichen Lande. Die Tschechen sind eine starke Bande, die man nicht so leicht zu zerschlagen weiß, in aller Freundschaft auch einmal zugunsten der eigenen Landeskultur — Gott bewahre! Hat nicht der „große Landsvordänger“ das Dogma verkündet: in Österreichs innere Angelegenheiten mischen wir uns nicht ein? Genau befehlen hätten wir uns denn freilich auch nicht, um die Frage der Union zu kümmern, diesen, denn die ist ja so eminent österreichisch, daß auch keiner Konkurrenz auch nur davon gesprochen werden darf. Aber mit der Folgerichtigkeit nimmt man es auch im Reiche nicht so genau, zumal wenn man sich durch Inkonsequenzen ein Anrecht darauf erwirbt, sich für irgend etwas zu begeistern.

Erkenntnis aber ist wertvoller als Begeisterung. Und bei aller Begeisterung für gegenseitige Bundesstreue sollten wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß Österreich zurzeit kein Staat ist, der durch verfassungsmäßige Einrichtungen zusammengehalten wird, am allerwenigsten durch seinen Parlamentarismus. Vielleicht hat man geklagt, in einem Kriege das einigende Band schmieden zu können. Aber nach dem Kriege käme der Frieden, und es kommt, zu irgendeiner Zeit, auch einmal die parlamentarische Abrechnung über die Kosten der Reichstagsarbeiten. Nicht — solche Hundert Millionen sind doch kein Pappenstieck — es kommt der parlamentarische Kampf um die neue Geschäftsordnung, wobei die Gegenüber sich aufeinander schlagen dürften. Wie sich der Plebiszitarismus in diesen Stürmen halten wird, ob er sich allmählich zu einer staatlichen Institution entwickeln, ob er wie bisher nur fortwährend wird, bleibt eine offene Frage.

Sicher ist dagegen dies: zurzeit wird Österreich nur zusammengehalten durch die Person des alten

Kaisers. Was nach ihm kommen wird, ob die zentrifugalen Kräfte die zentrifugalen dauernd werden bändigen können: niemand weiß es. Daran gerade jetzt zu erinnern, mag die leitenden Männer haben und drücken gemüht und unheimlich danken; uns dünkt es eine Pflicht gegen das deutsche Volk zu sein.

Dr. Paul Harms.

Zeppelin.

In einer zweiten Morgenausgabe, die wir dank nach ein Uhr in den Händen hatten, in Gafes, Schanraus 2c. gratis haben verteilt laßen, haben wir über die Fahrt des Zeppelins im Luftschiff von Friedrichshafen bis nach München berichtet. Die telegraphischen Meldungen in unserer Extraausgabe schlossen mit dem Münchener Privat-Telegramm ab, welches meldete, daß Zeppelin 9,05 Uhr wohlbehalten über München eingetroffen sei, daß aber widge Wunde die Landung verunmöglichte. Auf der vierten Seite unseres Abendblattes wiederholten wir diese Meldungen und fügten ihnen die inzwischen doch eingetroffenen weiteren telegraphischen Berichte über Zeppelins Fahrt und über die Verhinderung der Landung an.

Der Kaiser und Fallières.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 1. April.

Ueber die viel erörterte angebliche Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem Präsidenten Fallières erzählt das „Journal“ heute von einer hohen Persönlichkeit, die an allen Vorbereitungen teil gehabt hätte, folgende Mitteilung, die nach der Versicherung des „Journal“, die Wahrheit selbst ist:

„Die Détonne zwischen Frankreich und Deutschland bleibt sozulagen ein stillschweigendes Abkommen, solange nicht eine öffentliche Kundgebung sie befestigt und ihr die Volksstimmung zugunsten hat. Bei einer solchen Gelegenheit sind öffentliche Manifestationen notwendig. Man erinnere sich der Willens im Hinblick auf die parlamentarischen und parlamentarischen Entente cordiale und der Empörung von Parlamentarier und Kaufleuten in London und Paris. Kaiser Wilhelm, der darauf hält, den so schwer erreichten Abschluß dauerhaft und wirksam zu machen, scheidet in Frankreich wohl sehr, daß das Ende der letzten Reichs seine persönlichen Interventionen zu danken ist, nimmt in diesem Augenblick einen Plan wieder auf, der ihm seit Jahren teuer ist — den Plan einer Zusammenkunft der Staatshäupter Deutschlands und Frankreichs in Begleitung ihrer Minister. Nachdem nun noch einmal an die nicht zustande gekommene Begegnung mit Louvet erinnert wird, geht es weiter: „Diesmal würde eine Zusammenkunft ernsthafter sein. Es handelt sich darum, zu „tauschen“. Wilhelm II. hält den Augenblick für günstig. Die türkische Revolution und die Konsequenzen, die sie herbeiführt, sind ein Faktor, der die Aufmerksamkeit der europäischen Staatshäupter auf sich zieht, und nach Frankreich, die die deutsche Politik, sind nach auch andere Erwägungen vorzunehmen. Soll Frankreich sich durch die Ereignisse in orientalischen Ländern, die keine direkten Interessen in orientalischen Ländern. Wer könnte es dabei, wenn es diese wichtige Frage gründlich und ohne Voreingenommenheit zu studieren trachtet, indem es mit den interessierten Staaten keine Rücksichten austauscht? Es ist für niemand

„Am Tag . . .“

von Hermann Meyermann. (Manuskript verboten.)

O, der Genuß, nach dieser ersten Nacht in Oberhausen wieder „an Tag“ zu kommen! Wir fettesten die nicht mehr endlosen Fahrten nach der zweiten Sohle hinab, froh, daß wir uns wieder ohne verweilt gekümmertes Müdigkeit aufrecht bewegen konnten. Und in der kühleren Temperatur des Schädels bereite uns das Aufschwellen der kühleren Geruchsmomente, das Echo der sich aus den Querriegeln nähernden Schritte eine unige Freude. Alle diese auf gleicher Höhe fortzuschwebenden Lampen, schwebend in tiefer Dunkelheit dahinter, schwebend, still über — manchmal leicht, leben bezaubernd wie eine kleine Herde — manchmal einmal und pendelnd wie ein warmendes Signal — glitten dem oben baxenden großen Licht zu, das uns in glitzerender Einbildung wie ein strahlendes goldenes Himmel über sonnig-blindenden Wiesen und in Sonnenlicht prangenden Sträußchen grühte. Man mußte sich beherrsigen, um nicht zu singen. Aber die anderen zogen bei dem fast immer dickeren Ernst des Bergmanns, der dort unten kaum lacht, schweigend hier und das machte auch uns bei dem langen Warten an den Schienen entlang, bei den grimmig-dorfsprangenden Steinblöcken und dem höflichen Berge der eigenen Welterkeiten, still bekommen. Wir warteten nun wieder im vollen Licht des Füllorts mit einer Gruppe von Bergleuten, die in jedem Augenblick größer wurde, auf den Fahrstuhl. Und dort waren wir mit neuen Gefühlsausgelassenheit nicht zu erkennen war. Hatte es bei dem Aufstoßen der Welterkeiten immer wieder ein schwebendes Gefühl, nach der Arbeit bei einer Temperatur von dreißig Grad Celsius und mehr mußte man hier mit durchschneidender Arbeit und Bergzeug noch knapp zehn Minuten warten, ehe man mit dem Stroh mitkam. Und als endlich an uns die Reihe kam und wir auf uns neue wieder in dem engen Raum des Korbes

zusammengedrückt saßen und das eiserne Ingeßam mit schnell schauende der Wind dieses Wintertages noch heftiger, noch heftiger, noch grauenerregender und unsere schweißtriefende, fast nackte Brust, freischaffend, immer wieder waren wir die „Bühne“, trocken aus dem Zugangsluch des Wits und stiegen, umstolt von stiebenden Schneewirbel, im Morgengrauen die eiserne Treppen nach den Maschinengebäuden hinauf und wieder der Frühlucht aus, die die in den Treppen wieder heraufkam. Und man bewegte sich wie im Feuerherdvorpränge — alles war aus einem so überreichen, ansehnlich-wunderbaren Weis, von einer so gleichmäßigen Reinheit, daß sich einem die Empfindung von etwas ganz Neuem, nie zuvor Gesehenem aufdrängte. Der Schneesturm hatte das Land, soweit man sehen konnte, überflutet. Wätere an schwarze Kugeln, schwarze Schächte, tiefe Nacht gewöhnten Augen kamen sich bei diesen plötzlichen, jarten, die Dinge kaum zu umhüllenden Weis fremdlich-verlegen vor. Nur die grünlich glänzenden Fenster der Maschinengebäude und die schwarzen Föhlschlurze durchdrangen diese kostbarste aller Monotonien. Auf dem eingetragenen Schwarz unserer Hände schmolzen laust pridelnde, beim Licht der elektrischen Ballons ganz schillernde Kristalle.

Und wieder dröhte die Lär der „Waldläute“ hinter uns zu. Zwischen den anderen, umherstehenden Bergleuten entdeckten wir uns. Allmählich überwandern wir jede Gänge, um so vielen Hunderten zugleich unter dem heißen Brausbad zu stehen, und ließen uns von den Freunden „pfeifen“, um den Kohlenstaub von Hals und Rücken los zu werden. Und als wir unsere andere Arbeiterbeile wieder anlegten, erfüllte uns eine unaussprechliche, stille Fröhlichkeit über das „Wieder-an-Zugeln“. Während wir uns dann mit den Kameraden, neulich, durch den wirbelnden Schnee heimbegaben, die Pfade in den Füllorten, ergriß uns beim Brausbad ein brennendes Tageslichtes, bei dem grauen Getriebe am Himmel eine brennende kindliche Ausgelassenheit. In der Kolonie

*) Die „Erwerbsunfähigkeit“ der Bergleute wird in der Hauptstadt herbeigeführt durch . . . Inflation, alten Weltensdenkmalismus, Staatlichkeit der Respirationsoasane usw.

schien noch alles zu schlafen. Wo man ein erleuchtetes Fenster sah, war die Frau aufgestanden, um den von der Nachtschlacht heimkehrenden Mann koffer zu laden. Wo die Männer mit der Frühlucht hinuntergegangen, schloßen die Frauen noch einmal behaglich ein. Auch das Fenster der Wirtschaft blinkte gelblich durch das Schneegefälle. Dort waren sie immer parat, die nach Hause gehenden Bekleidungen zu empfangen. Ein neugeborener Kumpel trat ein. Wir tranken dort gemeinschaftlich bei der kleinen Petroleumlampe ein Glas Bier und erzielten Zigarren aus dem Zigarrenautomaten neben dem Bergingstanz und überließen mit der biden Arbeit, die in Abtönung ihres Mannes die Frühlucht überkommen hatte. Gähnend, mit nachlässig aufgestellten Haar, strich sie für das Mädchen, das die Stühle auf die Tische zu legen begann, Butterbrote, und erkundigte sich, wie es uns gefallen habe.

Gegen sieben Uhr klonnen wir die Treppen zu Wilhelm's Wohnung wieder hinauf. In der Küche hatte die „Wamt“, um uns zu überfallen, Karoffeln gefodert und eine Kiefelkanne mit Kaffee angelegt. Und unter leiser Magen verlichte diese ungenohnte Speise mit Appetit, während die Kinder aus dem Schlafjimmer hervorkamen, um in kloßen Säßen am Ofen ein Butterrot schmausen. Träge, unwillig, neigte das Tageslicht durch die Scheiben. Die Lampe wurde ausgeblasen, und noch stundenlang schmauschten wir Zigarren. Wenn wir mit Gewalt fort wollten, um diese hohle Gaste-Freundschaft nicht zu mißbrauchen, sagte die Frau, die sich die Bettdecke zu vorhaben, daß wir uns nicht in ihr nicht im Wege seien. Und Wilhelm wiederholte wohl lächelnd fest: . . . Kumpels, Kumpels, warum eilt ihr denn los? Wir sehen einander doch vielleicht nie wieder, was? . . .

Und vorläufig sollte er recht behalten. Denn, weil es uns nicht glückte, „Arbeit zu bekommen“, und weil wir es besser fanden, den einseitigen Eindruck eines einzigen bestimmten Bergwerks zu vermeiden, zogen wir weiter von Oberhausen nach Dortmund. Es gelang uns auch dort, mit „ins Koch zu Frieden“. Eine ganze Woche verbrachten wir als Kameraden unter dem nutigen, treuherzig-robusten Volk, das täglich erkundend auf uns einwirkte. Aber, wozu die weiteren Vorkommnisse unter der Erde beschreiben? Es war keinen Augenblick unsere Ab-

*) Siehe Nummer 146 des „Berliner Tageblatts“.